

Ginnheim im Wandel der Zeiten

von Hermann Lenz,
erschienen 1950 zum 250. Kirchenjubiläum im
Selbstverlag der Evangelischen Bethlehemgemeinde (vergriffen)

Fast vollständige Wiedergabe, Veröffentlicht mit freundlicher
Genehmigung der
Evangelischen Bethlehemgemeinde

Ginnheim im Wandel der Geschichte

Ginnheim, heute ein Glied der Großstadt Frankfurt am Main, liegt inmitten eines klimatisch sehr bevorzugten Gebietes. Da es wohl schon in grauer Vorzeit unbewaldet und mit tiefgründigem Lößboden bedeckt war, waren alle Voraussetzungen für frühzeitigen Ackerbau gegeben. Er machte die Bewohner sesshaft. Schon in der Steinzeit, die sich in Mitteleuropa bis in das zweite Jahrtausend v. Chr. erstreckte, war unsere Gegend bewohnt. Das ist bewiesen durch Funde in Praunheim, Ginnheim und verschiedenen Orten der Wetterau. Man entdeckte in Kiesgruben und in den Lehmgruben der Ziegeleien allerlei Schmuckstücke, Halsketten aus Steinen, Knochen oder Tonperlen, Topfscherben mit Bandornamenten, Reste von Steinbeilen, Handmühlenteile u.a. Die Häufigkeit der Funde läßt auf eine verhältnismäßig dichte Besiedelung schließen. Die Menschen wohnten in Wohngruben, die mit einer wohl mit Stroh oder Mist bedeckten Lehmhütte überbaut waren. Auch Reste von Brandgräbern wurden gefunden (Ecke Raимundstr.-Hügelstr.). Man nimmt an, daß neben der in der Steinzeit üblichen Leichenverbrennung in der Bronzezeit auch die Körperbestattung vorgenommen wurde.

In der Eisenzeit - wohl um 500 v. Chr. - drangen die Kelten von Westen her in unsere Gegend ein. Von ihnen zeugen aufgefundenen Reste von langen Eisenschwertern und phantasiereich verzierten Hals- und Armringen aus Bronze. Um 200 bis 100 v. Chr. wurden die Kelten von den Germanen über den Rhein in das heutige Frankreich zurückgedrängt.

Die römische Zeit

Etwa um die Zeitwende drangen die Römer in unsere Gegend ein. Zu den Einwohnern entwickelte sich bald ein freundliches Verhältnis. Das änderte sich, als die germanischen Chatten um 80 bis 50 vor. Chr. vordrangen und die Römer bedrohten. Um bei den nun durch Jahrzehnte hindurch dauernden Kämpfen sich und die friedliche, ackerbaureibende Bevölkerung unsere Gegend zu schützen, zogen die Römer unter Domitian einen befestigten Grenzweg, den Limes, der von Hanau aus nordwärts bis Hungen und von da westwärts bis Winterstein bei Nauheim verlief.

Gegenüber von Ginnheim und nur durch den kleinen Fluß Nidda von ihm getrennt, entstand eine größere römische Siedlung "Nida-Heddernheim", die von ganz besonderer Bedeutung für die Besiedelung des ganzen Frankfurter Gebietes wurde. Um die Wende des 1. Jahrhunderts n. Chr. war dort bereits ein römisches Kastell vorhanden, für das man anfangs kleine Holzhäuser errichtet hatte. Als aber eine Feuersbrunst später den größten Teil dieser römischen Stadt zerstörte, wurden Häuser aus Stein erbaut. Die Stadt war mit einer Ringmauer umgeben und war zeitweise von etwa 10.000 Einwohnern bewohnt. Es waren in der Mehrzahl ausgesiedelte Soldaten und angesiedelte Römer. Von den zahlreichen Straßen, die, von Nidda ausgehend, strahlenförmig angelegt waren, ging eine über den Fluß Nidda durch die Ginnheimer Gemarkung zum Kastell auf den heutigen Domhügel (Römerberg). Es war wohl ein vier Meter breiter Kiesweg, der dort, wo er durch sumpfiges Gebiet führte, als Knüppeldamm angelegt war.

In der Nähe dieser Straßen lagen römische Gutshöfe, die von römischen Veteranen gegen Pachtzins bewirtschaftet wurden. Zwei solcher Gutshöfe sind hier festgestellt worden: am Bockenheimer Friedhof und in der Liegenschaft Füllersstraße 60. Von den auf hoher Kulturstufe stehenden Römern lernten unsere Vorfahren manche Künste, vor allem entstand ein sehr reger Handel. Gegen römische Werkzeuge, Schmuckstücke, Töpfe und Münzen tauschte man Schinken, Rettiche, Gänsefedern und die von der römischen Mode bevorzugten blonden Frauenhaare ein. Als um die Mitte des 3. Jahrhunderts der Römerherrschaft durch das Vordringen der Alemannen ein Ende gemacht wurde, fiel auch Nida, und die Römer verschwanden aus unserer Gegend.

Die fränkische Zeit

Gegen Ende des 5. Jahrhunderts ergriffen die Franken unter Chlodwig Besitz vom Main- und Niddagau und vertrieben die Alemannen südwärts. Die freien Franken siedelten sich mit Vorliebe in den Flußtälern an und ließen den fruchtbaren Lößboden von Leibeigenen und Knechten bestellen. Die Siedlungen um die "Herrenhöfe" bildeten sich zu Dörfern aus, deren Bewohner zum größten Teil unfrei waren. Die meist auf "heim" endenden Dorfbezeichnungen entstammten fränkischen Personennamen. Ginnheim hieß früher "Gennenheim" von Genn oder Ginno abgeleitet. Die Herleitung von dem keltischen Wort "ken" oder "kin", welches Sumpf bedeutet, dürfte wohl falsch sein. **Im Jahre 772 wird "Gennenheim" gelegentlich einer Schenkung zum ersten Male urkundlich genannt.**

Abbildungen: Woogstraße 43, Typischer fränkischer Bauernhof. Um 1600 wurde hier eine Bierbrauerei eingerichtet. Woogstraße 16 (Ecke Ginnheimer Mühlgasse), frühere Schule, jetzt evangelisches Gemeindehaus. Woogstraße 22, das heutige Pfarrhaus zwischen zwei der ältesten Ginnheimer Häusern

Der Frankenkönig teilte sein Land in Gaue ein. Ginnheim gehörte zum Niedgau (Niddagau). Die Hofanlage der fränkischen Bauern war derart, daß sich an das Wohnhaus die Gebäude für Knechte und Mägde anschlossen; die Scheune stand gewöhnlich an der Rückseite des Hofes; dem Wohnhaus gegenüber stand das Stallgebäude. Typische fränkische Siedlungen findet man heute noch in Alt-Ginnheim und in der Woogstraße.

Jeder Gau war in Gerichtsbzirk, sogenannte "Zente" eingeteilt. Ginnheim gehörte mit 18 Orten der Umgegend zum Zentgericht (Malstatt) des "Bornheimer Berges". Der "Bornheimer Weg", jetzt Raimundstraße, führte zu dieser Gerichtsstätte. An der Spitze des Gaus stand der Gaugraf. Die Gemeinde wurde vom Schultheißen verwaltet. Ihm zur Seite stand der Zentgraf als Vertreter der Gemeinde beim Zentgericht. Der Zentgraf war meistens zugleich Schultheiß. Mit seinen 7 Schöffen hielt er das Ortsgericht ab. In den 1910 eingemeindeten Vororten besteht heute noch ein "Ortsgericht", welches alte, das Grundbuch betreffende Angelegenheiten, wie Kaufverträge, Errichtung und Löschung von Hypotheken, Zessionen und Taxationen, vornehmen kann. In Ginnheim hat heute Herr Willi Schäfer den Vorsitz. Das Ortsgericht von "ehedem" fand im Freien unter einer großen Linde neben der Maria-Magdalenen-Kapelle, wo heute das evangelische Gemeindehaus, Woogstraße 16, steht, statt. Auch ein Prangerstein stand dort.

Da der König oft seine Krieger und Beamte mit Schenkungen von Land und Leuten belohnte, gab es auch freie Bauern mit Leibeigenen in Ginnheim. In den unruhigen und unsicheren Zeiten des Mittelalters verschenkten jedoch diese freien Bauern ihr Land den Klöstern, auch weltlichen und geistlichen Herren, um in deren Schutz zu gelangen. Sie waren dann wohl in ihrer Person noch "frei", sonst aber "Hörige" geworden.

Aus den letzten Jahrhunderten

Da sich im Mittelalter Ritter, Grafen und Klöster in das Land teilten, waren die Besitzverhältnisse sehr verworren. Es waren in Ginnheim begütert die Klöster Lorch, Fulda, Ilbentadt, Seligentadt, Rettens und Haina, die Deutschordenskommende Frankfurt, das Weißfrauenkloster, das S. Leonhardsstift; desgleichen die Herren von Cleen, von Mysenburg, von Preunghausen, von Falkenstein, von Osenheim und der Rheingraf. Im Jahre 1478 kaufte der Graf Philipp von Hanau die Dörfer Bad Nauheim, Eschershaim und Ginnheim vom Kloster Seligenstadt für 4200 rheinische Gulden. Bei Hanau blieb Ginnheim bis 1736. In diesem Jahre starb der letzte Graf von Hanau, und Ginnheim fiel laut Erbvertrag an den Landgrafen von Hessen-Kassel.

Daß sich in diesen Jahrhunderten, in denen Ginnheim zu dem Besitztum eines Fürsten gehörte, ein sehr selbständiger Bürgersinn entwickelte, der auch zu Zeiten fast revolutionären Charakter trug, das sollte im nächsten Jahrhundert die Freiheitsbewegung von 1848 beweisen.

Durch einen Teil seiner Bürgerwehr nahmen die Einwohner "tätigen Anteil" an der Verfolgung und Tötung zweier Abgeordneter der Paulskirche, des Fürsten von Lichnowsky und des Generals von Auerswald. Diese Morde erschreckten weit hin die Gemüter in den deutschen Landen und die Vergeltung ließ nicht auf sich warten. Einige Ginnheimer Bürger flohen; von einem geht heute noch die Sage, daß er von seiner Frau in der Räucherammer, die im Schornstein seines Hauses in der Füllestraße eingebaut war, mehrere Wochen verborgen wurde. Andere stellten sich freiwillig und erhielten hohe Gefängnisstrafen. Erst eine spätere Amnestie begnadigte die Revolutionäre und erlaubte auch den Flüchtlingen die Rückkehr in die Heimat. In einem Bericht "Der Berliner, ein Lebensbild der 48er Jahre" schildert uns ein Ginnheimer, Gg. Lotz, sehr anschaulich die damaligen Vorgänge.

1866 kam Ginnheim vom Kurfürstentum Hessen-Kassel zu Preußen und bildete einen Teil des Landkreises Frankfurt. Bis auf den heutigen Tag lebt in den alten Ginnheimern das Gefühl, daß ihnen damals Unrecht geschehen sei, und sie bezeichneten sich als "Mußpreußen". Am 1. April

1910 endlich ging Ginnheim mit den übrigen Orten des Landkreises in den Stadtkreis Frankfurt auf.

Die Ginnheimer

In den ältesten Zeiten trieben die Bewohner Ginnheims Viehzucht, später auch Ackerbau. Im 15. Jahrhundert begann auch der Weinbau sich auszubreiten. Weinberge wurden angelegt am "Großen Berge" (noch bis vor kurzem "die Wingerte" genannt), an der Marbach, am Helgenberg und am Stadtweg. 1866 werden die Weinberge zum letzten Male erwähnt. Auch Schweine- und Bienenzucht wurde in allen Jahrhunderten betrieben. Das Handwerk dagegen fand nur langsam Eingang. Im 16. Jahrhundert werden ein Schneider, ein Bäcker, ein Müller und ein Schmied erwähnt; im 17. Jahrhundert kommt noch ein Metzger, desgleichen ein Bierbrauer im Anwesen Wöogstraße 43 hinzu; im 18. Jahrhundert ein Zimmermann, Schuhmacher, Sattler, Leineweber und Maurer. Die meisten dieser Handwerker betrieben daneben noch Landwirtschaft.

Das Dorf war mit dem "Bannzaun", einer fünf Fuß hohen Dornhecke hinter den Hausgärten umgeben. Er sollte den Schweinen, Gänsen und anderem Getier den Durchschluß ins Feld verwehren, ebenso auch verhindern, daß das Weidevieh in die Gärten einbrach. In ihren Eingaben an das Konsistorium klagten die Pfarrer oft über den in den Gärten angerichteten Schaden und beantragten einen Beitrag für Instandsetzung der schadhaften Zäune.

Jeder Bewohner mußte den an seinen Garten anstoßenden Teil in Ordnung halten. Um die Feldmark zog sich zum Schutz gegen räuberische Überfälle die "Landwehr", bestehend aus Gräben und Hecken. An sie erinnert noch der "Dornbusch" und der "Wöoggraben" am Rande des Ginnheimer Wäldchens. Die Durchgänge durch die Landwehr waren durch Schläge gesichert. Es gab einen "Eisernen Schlag" und einen "Bockeneheimer Schlag". Im 16. Jahrhundert zählte Ginnheim 59 Familien, 1683: 67, 1819: 90 Familien. Große Höfe waren nicht vorhanden. Die Bauern konnten ihre Erzeugnisse im nahen Frankfurt leicht absetzen. Einige hatten Milchwaren, die Tag für Tag nach Frankfurt fuhren, wo die Milch an ständige Kunden verkauft wurde. auch Butter, Weißkäse und Obst wurden abgesetzt.

Auf der Rückfahrt wurden aus der Stadt die Tonnen mit Küchenabfällen mit nach Hause genommen, um als Schweinefutter verwandt zu werden. Es gehörte damals zu einem der typischen Bilder Ginnheims, daß zu einer bestimmten Zeit alle Katzen des Ortes instinktgemäß den Milchwagen entgegen liefen und hinaufsprangen, um sich an dem Inhalt der Tonnen göttlich zu tun.

Auch die Bäuerinnen sah man oft die beliebten Ginnheimer Herzkiрсhen in Körben auf dem Kopf zur Stadt tragen. Auf der Ginnheimer Höhe und in der Nähe des Palmengartens waren Raststeine errichtet: eine höhere Bank zum Abstellen des Korbes, eine niedrigere daneben zum Sitzen.

Neben der Landwirtschaft betrieben einige Bauern auch den sehr einträglichen Sand- und Kieshandel. Bis kurz vor der Eingemeindung konnte man an der Hügelstraße, dann der Fuchshohl und an der Kurhessenstraße noch tiefe Sandgruben sehen, die allerdings später nur noch einen gesuchten Abladepplatz für den überflüssigen Baugrund abgaben. Dort fand man auch beim Kiesgraben Reste von Brandgräbern.

Aber trotz der günstigen landwirtschaftlichen Bedingungen kennt die Geschichte der Ortschaft auch schwere Prüfungen. So gerieten besonders im 18. Jahrhundert die Bauern durch häufig auftretende Viehseuchen in große Not. Ein andermal wird gemeldet, daß die in großen Mengen auftretenden kleinen Raben (Dohle) großen Schaden anrichteten, da sie in die Samenfelder einfielen und besonders die Erbsen vernichteten. Selbst das Aufstellen von "Butzemännern" (Vogelscheuchen) half da nicht viel. Im Jahre 1789 wird von einem großen Mangel an Mehl berichtet, weil damals die Bäche bis auf den Grund gefroren waren und auch die steif gefrorenen Flüsse die Mühlen am Mahlen hinderten. Es wurde deshalb angeordnet, "jeder Hausvater soll auch Feuer und Licht wohl in Acht nehmen und sollte in jeder Stube ein Zuber mit Wasser, das nicht gefroren sei, in Vorrat sein", um einen etwa ausbrechenden Brand bekämpfen zu können.

Auch bei der Kaiserkrönung in Frankfurt, der großen mittelalterlichen Krönungsstadt, fiel auf Ginnheim ein besch eidener Glanz. Es gehörte zu den sogenannten "Küchendorfern", und seine Bauern mußten ihren Anteil für den Hof liefern, die meisten in Form von Schinken, Speck, Mehl und Eiern. Ginnheim und Eschersheim mußten die "Erträgnisse von Wald und Weide", d. h. Holz und Futter, abführen.

Eine besondere Erschwerung für alle Feldarbeit bildeten die kleinen Grundstücke, die durch dauernde Teilung, infolge Erbgang, im Laufe der Jahrhunderte nur noch „Striemen" oder „Läppchen" genannt werden konnten. Das gab dauernd Anlaß zu Grenzstreitigkeiten mit den Nachbarn. Die „Umliegung" oder „Konsultation" kam reichlich spät. Um 1900 wurde sie beantragt, 1906 vollendet. Aus 40 bis 50 Läppchen wurden nun 4 bis 5 große Parzellen. Auf breiten

Feldwegen konnte der Bauer jetzt auf seinen Acker gelangen und brauchte nicht zu warten, bis die betreffende Feldmark „aufgemacht“, d.h. für die Behandlung bzw. Ernte freigegeben wurde. Er war nicht mehr an die "Dreifelderwirtschaft" gebunden. Trotz dieser Besserung ging die Landwirtschaft zurück. Die Nähe der Stadt und die in Aussicht genommene Eingemeindung hatte eine sprunghafte Erhöhung der Grundstückspreise verursacht. Spekulanten boten hohe Summen. Es wurden nicht nur einzelne Äcker, sondern ganze Güter verkauft. Nur drei bis vier Bauerngehöfte blieben bestehen. Heute wird nur noch in einem Hof Landwirtschaft betrieben. Dafür haben die Gärtnereien zugenommen, von denen man jetzt 10 kleinere und einen Großbetrieb zählt. Die neuerdings sehr rege einsetzende Bautätigkeit in unserer Gemarkung läßt den Ackerboden von Jahr zu Jahr kleiner werden, und man kann den Tag absehen, an dem der dörfliche Charakter Ginnheims geschwunden ist. Ginnheim „war“ ein Bauerndorf, die Großstadt aber hat es zu einem bevorzugten Wohnviertel werden lassen.

Mancherlei **Sitten und Gebräuche** aus der „guten alten Zeit“ sind den ältesten Bewohnern Ginnheims noch bekannt. Sie waren meist an bestimmte Daten und Feste gebunden. Kurz vor Ostern gingen die Kinder in den Ginnheimer Wald und holten Moos und Stecken, um in dem Hausgarten ein „Gärtchen für den Osterhasen“ zu machen und dadurch dem vierfüßigen Freund der Kinder das Geschäft des Eierlegens zu erleichtern. Frühmorgens am ersten Feiertag fanden sich dort die schönen bunten Eier, die in Körbchen aufbewahrt wurden. Am Nachmittag ging es dann auf die „Eierwiese“ am Fuße des Helgersberges, wo sie hoch in die Luft geworfen wurden und im weichen Wiesenboden meist unverletzt blieben. Darauf aber wurde ihre Festigkeit am Hang des Helgersberges erprobt. Das Herunterrollen hielten die meisten Eier nicht mehr aus. Wenn die Schale zerbrach, durfte das Ei endlich verzehrt werden.

Große Furcht hatten die Kinder vor dem Abend des letzten April, denn in der kommenden „Walpurgisnacht“ vor dem 1. Mai sollten die Hexen durch den Schornstein zum Blocksberg fahren. Damit sie nicht „verhext“ wurden, machten sie am Abend drei Kreuze an die Fensterläden.

Im Sommer versammelte sich oft die schulentlassene Jugend am Abend an der „Weed“ und sang, auf den Randsteinen sitzend, Volks- und Spinnstubenlieder.

Das Kirchweihfest (die „Kerb“ genannt) war das höchste aller Feste. Es wurde in der Regel am letzten Sonntag im August gefeiert. Fiel „Bartholomäus“ in die erste Hälfte der Woche, dann war Sonntag vorher Kerb, fiel es in die 2. Hälfte, dann war am folgenden Sonntag Kerb. Schon einige Wochen vorher kamen die Kerweburschen (Kerweborsch) zusammen und berieten über die Verteilung der Rollen, den Einkauf der Kerwetücher, die Aufstellung des Kerwebaumes u.a. Am Samstag vor der Kerb wurde der „Kerwebaum“ aus dem Taunus, Gonzenheimer oder Eschbacher Wald, geholt. Der Wagen wurde mit Musik an der Ortsgrenze abgeholt. Noch am Abend wurde der Kerwebaum vor dem Wirtshaus („Schützenhof“ oder „Adler“) aufgestellt. Am Sonntagnachmittag bewegte sich der Zug der Kerweborsche durch sämtliche Straßen Ginnheims. Einige Bauernburschen, meistens vier, waren Vorreiter. Auf den schönsten Pferden saßen sie, mit weißen Hosen, bunten Kitteln und feinen Käppis. Hinterher schritten die Kerweborsche, ihre bunten Kerwetücher wie Fahnen schwenken.

Einige Spaßmacher (Clowns) aus der Reihe der Kerweborsche sorgten für die nötige Stimmung. Mit Musik ging es zum Tanzsaal, wo bis zum Morgen „geschwoft“ wurde. Am Montag war Fortsetzung. Da zogen die Kerweburschen mit einem großen Schild durch die Straßen, auf dem schreckenerregende Bilder gemalt waren, meist eine „Mordgeschichte“ darstellend. Einer der Burschen erläuterte mit einem Stab in der Hand die „Morit“, natürlich große Heiterkeit erregend. Die anderen Burschen zogen von Haus zu Haus und sammelten Eier, ganze Körbe voll. Tagelang konnten sie Eierpfannkuchen essen. Die Clowns schwenkten ihre Sammelbüchse und freuten sich über die gespendeten Münzen. Am Mittwoch war „Gickelslag“. Der Gockelhahn wurde im Korb auf einer Stange zum Kerweplatz getragen. Ein Clown trug einen Krug, den die Mädchen treffen mußten. Man stellte sich im Kreise auf und verband den Mädchen die Augen. Sie bekamen nun einen Dreschflegel in die Hand und schlugen nach dem Krug. Das war nicht leicht, denn derweilen wurde der Krug hin und her getragen. Das Mädchen, dem es gelang, den Krug zu treffen, bekam den Gickel und war Königin des Festes. Am Sonntag danach war Nachkerb. Die Kerwetücher und der Kerwebaum wurden verlost. Während der vier Kerwetage vergnügte sich die Jugend auf dem Kirchplatz, wo Karussells, Schieß- und Zuckerbuden und Schiffschaukeln aufgestellt waren. Die Kerweburschen mußten vorher die Genehmigung der Ortspolizeibehörde (Bürgermeister) einholen. 1877 versuchten zwei Burschenschaften die Genehmigung zu erhalten. Die „abgewiesenen“ Burschen fügten sich jedoch nicht und widersetzten sich der Obrigkeit. Daraufhin wurde das Auftreten der Kerweburschen für immer untersagt. Nach 25 Jahren versuchte noch einmal ein Ginnheimer Verein den alten Brauch wieder aufleben zu lassen. Doch fehlte es an der nötigen Anteilnahme und Geschlossenheit der

Dorfgemeinschaft. (laut Aussagen lebender Ginnheimer gab es noch einmal in den 1950er Jahren eine Kerb)

Am Vorabend des Nikolaustages (5. Dez.) wagte sich kein Kind auf die Straße, denn sie fürchteten die Rute des vermummten Nikolaus. Kam er endlich in das Haus, dann mußten sie ihr Versprechen aufgeben und wurden ihrem bisherigen Verhalten entsprechend gelobt oder getadelt. Der Nikolaus wußte Bescheid. Es gab Nüsse und Plätzchen und oft auch Liebe mit der Rute.

Am Neujahrsabend mußten die Kinder ins Bett. Aber am ersten Tag des neuen Jahres wurde eifrig „Glück gewünscht“; jeder wollte der erste sein. Am Nachmittag versammelten sich die Kinder im „Bakes“ (Bäckhaus) und würfelten um Stutzwecke. Am 2. Januar, schon früh morgens, zogen sie mit ihren Säckchen von Haus zu Haus und riefen im Chor: „Wir wünschen Ihnen ein Glückliches Neues Jahr! Prost Neujahr!“ Aus dem bereitgestellten Korb durfte jedes Kind ein Brötchen, einen Stutzweck oder Apfel nehmen, und die glückstrahlenden Augen der dankbaren Kinder erschienen auch den Alten als ein glückhaftes Zeichen zum Jahresanfang.

Ginnheim in Kriegsnot

Die Geschichte alter Ortschaften weiß von mancherlei Schicksalen und Leiden zu berichten, wenn es in der Welt der hohen Politik zu Kriegen kam. Vor dem Dreißigjährigen Krieg hatte Ginnheim noch das „Burgrecht“, d.h. die Bewohner konnten Leben und Fahrhabe hinter den Stadtmauern Frankfurts bergen. Als jedoch die Ginnheimer den ihnen zugewiesenen Teil des Stadtgrabens nicht mehr reinigten, erlosch dieses Recht. Nun war Ginnheim den kriegserischen Horden schutzlos preisgegeben. So forderte der Dreißigjährige Krieg, der in Deutschland kaum eine Ortschaft unversehrt ließ, auch hier seine Opfer. Immer wieder mußten die Einwohner an die durchziehenden Truppen hohe Kontributionen von Geld und Gut liefern. Die ausbrechende Hungersnot und die Pest lichteteten die Reihen der ohnedies kleinen Einwohnerschaft. Lehrer Jakob Pithan schrieb ergreifende Schilderungen über die Not des Krieges, wo 1623 von 250 Einwohnern 23 verstarben, im Jahr darauf waren es 12, im nächsten Jahr 62 und 1626 22 Einwohner, die der Sensenmann forderte, 1637 waren es 16 und ein Jahr später 14 Todesopfer.

Der Siebenjährige Krieg brachte eine neue Form der Not. Ginnheim wurde von Franzosen besetzt und hatte hohe Einquartierungskosten zu tragen. Die Ginnheimer Bauern mußten Gespanne stellen und „königlich französisches Mehl“ bis Fulda und Marburg bringen. Pfarrer Grommet schildert ausführlich die Schlacht bei Bergen 1759. Die Franzosen hatten vom Galgenberg bis zum Vilbeler Wald alle dreißig Schritte eine Kanone aufgestellt. „Sie verloren an Toten, Verwundeten und Gefangenen 10.000 Mann“, „Hier in Ginnheim ist das hl. Osterfest keine Predigt, Kommunion und Betsunde gehalten worden. Über 2000 Mann lagen hier. Die Kommandanten waren im Pfarrhaus einquartiert. Am 13. April kam gegen 12 Uhr ein Storch, flog über unsern Kirchturm und setzte sich hernach auf das Kreuz, welches was ohngewöhnliches war.“

Nach der französischen Revolution (1789)

wechselte in Ginnheim die Besetzung zwischen Franzosen und ihren Gegnern. 1792 waren Ginnheim, Eschersheim, Bockenheim und Steinbach von französischen und königlich preussischen Truppen besetzt. Das Rathaus war Magazin. Mehrere Wochen wurde keine Schule gehalten. 1795 erzählte Pfarrer Reuling, daß er außerordentlich belästigt worden sei. Erst von Bardeleben habe mit seinen Offizieren die Küche benutzt, so daß seine Frau kaum den Raum betreten konnte, „um etwas Weniges für den Haushalt zu holen. Die Studierstube wurde ausgeräumt, die Bettungen der Kinder losgeschlagen und zum Fenster hinuntergeworfen. Ich hatte als für meine eigene Sicherheit zu sorgen und konnte mich nicht um die Steckeln (Posten) kümmern, die von den Soldaten aus der Scheune gestohlen worden waren. Auch Latten und Planken wurden niedergerissen, ins Lager gebracht und verbrannt. Es wurden fünf Schweine, fünf Hammel, eine Kuh, vier Enten und viele Hühner mit Gewalt gestohlen. Die ganze Nacht hatte man keine Ruhe, man war nicht sicher vor Einbruch und Plünderung.“

Nicht ohne Rührung kann der Leser im Jahr 1950 solches unter der Rubrik Nöte und Beschwerden lesen, nachdem er ein ganz anderes Verhältnis zu den Schrecken und Opfern eines technischen Krieges erhalten hat.

Im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 nahmen 27 Ginnheimer an den Kämpfen teil. Alle kehrten in die Heimat zurück, nur drei waren leichtverwundet. Die Namen der Kriegsteilnehmer sind noch heute auf einer Tafel in der Kirche auf der Empore verzeichnet.

Der Weltkrieg 1914-18 schlug tiefere Wunden. Von den Bewohnern Ginnheims fielen 109, vier galten als vermißt. Die Namen aller sind auf einer großen Sandsteintafel an der Außenwand der

Kirche verzeichnet. Pfarrer Schneider schildert eingehend die Not in der Heimat und gibt Einzelberichte über den Tod vieler Ginnheimer Kriegsteilnehmer, auch über die sorgsame körperliche und seelische Betreuung der Verwundeten in den zwei Kriegslazaretten, im Methodistenheim und im Volksbrausbad in der Heinzstraße.

Der 2. Weltkrieg von 1939 bis 1945 aber überbot alle diese Zahlen. Noch bis zur Stunde gibt es manche Familie, die immer noch auf die Heimkehr eines ihrer Lieben wartet. Und während die Schönheit der Frankfurter Altstadt in wenigen Nächten in Schutt und Asche sank, darf Ginnheim mit Dank gegen Gott von der Stunde seiner Bewahrung reden. Die Bomben, die wohl den einfachen Häusern und auch der schlichten alten Kirche ein gleiches Schicksal bereitet hätten wie der Frankfurter Altstadt, fielen in das Ginnheimer Wäldchen und in die Wiesen und Felder rings um die Ortschaft. Nur in der neu gebauten Siedlung an der Fuchshohl vernichtet ein Treffer vier Häuser, und sieben Menschen mußten ihr Leben lassen. Der Tag der 250jährigen Einweihung der Bethlehem-Kirche sollte deshalb ein Tag besonderen Dankes gegen Gott, aber auch einer besonderen Mahnung an unser Gewissen sein.

Aber auch ohne Krieg bot das Leben in den alten Zeiten viele Unannehmlichkeiten. So stand etwa im Krankheitsfalle kein Arzt zur Verfügung, sondern der Dorfbarbier (Bader) mußte gerufen werden, dessen am häufigsten angewandtes Mittel das Aderlassen war. Es herrschte krasser Aberglaube. In schwierigen Fällen wurde der Landphysikus aus Hanau zu Rate gezogen. Wenn aber gar eine Pest unter dem sorgsam gehegten und gut gepflegten Vieh große Lücken riß, dann war die Not groß, dann mußte der Pfarrer trösten und diejenigen Bauern helfen, die von dem Unheil verschont geblieben waren. Das gefallene Vieh wurde auf der „Schindkaute“ hinter dem Ginnheimer Wald begraben. Eine öffentliche Hilfe gab es nicht. Erst sehr viel später schlossen sich die Bauern zu Vieh-Versicherungsvereinigungen zusammen.

Als ein geschlossener Wohnort mußte sich Ginnheim vor allen Dingen gegen Feuergefahr schützen. Schon früh entstand daher eine Feuerwehr. Bereits 1772 weist ein Verzeichnis von Gerätschaften 2 Leitern von je 34 Sprossen, eine von 24 Sprossen, einen Feuerhaken, 2 große Handfeuerspritzen und desgleichen 2 kleine und 36 lederne Wasseimeier aus. 1775 wurde dazu eine große Räderspritze angeschafft. Das Wasser zum Löschen lieferte die „Weed“. Dadurch Wasser nicht ausreichte, legte man Zisternen an, in denen sich das Regenwasser sammeln sollte. Solche Brunnen waren in der Woogstraße, an der Kirche und in Alt-Ginnheim noch um die Jahrhundertwende vorhanden.

Der Ausbruch eines Brandes wurde durch Glockengeläute der Kirche angezeigt. Dann eilte die Pflichtfeuerwehr herbei. Die Eimer aus Segeltuch oder Leder wurden in den Löschbecken gefüllt und gingen von Hand zu Hand zu der Spritze, bei der sie meist nur noch halbgefüllt ankamen.

1893 wurde eine "Freiwillige Feuerwehr" gegründet, die heute noch besteht und im Gegensatz zu den alten Zeiten über eine der modernsten Ausrüstungen der Stadt Frankfurt verfügt.

Um Flurschaden und Obstdiebstahl zu verhüten, hatte man einen Flurschütz angestellt, der vor allem von der Jugend sehr gefürchtet wurde. Aber oft war er so hoch bei Jahren, daß er die jugendlichen Übeltäter nicht mehr verfolgen konnte und daher eine Zielscheibe ihres Spottes und allerlei Lausbereien wurde.

Für die Ordnung aber sorgte ein Orts- und Polizeidiener bei Tage und nach Einbruch der Dunkelheit der Nachtwächter, der die Stunden ausrief und bei seinem Rundgang Hab und Gut der schlafenden Einwohner beschützte.

Allerlei Berichte lassen darauf schließen, daß diese Hüter der Nacht indessen nicht immer sehr pflichtbewußt waren und oft allzu lange im Wirtshaus bei fröhlichen Zechern saßen, die es sich nicht nehmen ließen, gerade den Nachtwächter mit Schnaps und dem Ginnheimer Heimatgetränk, dem „Äppelwoi“, von der Erfüllung seiner übernommenen Pflichten abzuhalten.

Dann half auch später die kühle Nachtluft nicht, den normalen Zustand herbeizuführen, und als einmal ein Wächter der Nacht Kühlung an der Weed suchte und sich auf den Randstein setzte, verlagerte sich sein Gleichgewicht derart, daß er kopfüber in das kalte Wasser stürzte. Das frische Weedwasser soll die erhoffte Ernüchterung bewirkt haben, man schrieb ihm ja schon immer eine gewisse heilkräftige Wirkung zu. Den Namen Weedorschorsch kennt heute noch jeder alte Ginnheimer.

Fotos: Die Bethlehem-Kirche heute. Die Ginnheimer Weed um 1890

Die kirchlichen Verhältnisse

Durch die Missionare Kilian und Bonifatius wurde das Christentum in unsere Gegend gebracht. Ginnheim unterstand dem Erzbischof von Mainz. Eingepfarrt war es nach Eschershaim. Politisch gehörte Ginnheim mit noch anderen Vorethen Frankfurts, wie Eschershaim und Bockenheim, zur Grafschaft Hanau. Die beiden Linien des Gräflich-Hanauischen Hauses bekannten sich schon

früh zur Reformation und führten bereits 1538 in ihren Ländern die Augsburgische Konfession ein. Die Ser Richtung blieben die Grafen von Hanau-Lichtenberg 190 Jahre lang treu, während die Grafen von Hanau-Münzenberg die calvinistische Lehre der reformierten Religion einführten. So kam es wohl, daß eine Spaltung eintrat und ein Teil der Ginnheimer der lutherischen und ein Teil der reformierten Kirche angehörten. Von 59 Familien wurden 11 - auch ihr Eschersheimer Pfarre reformiert, 48 Familien blieben lutherisch. Beide Konfessionen bekämpften sich gegenseitig. Die Intoleranz war groß. Es kam sogar so weit, daß in dem kleinen Ginnheim eine reformierte und eine lutherische Schule entstand. Die alte Maria-Magdalenen-Kapelle auf dem Platz des heutigen evang. Gemeindehauses war die reformierte Kirche. Die ev.-lutherischen Bewohner hatten jedoch kein eigenes Gotteshaus und wurden von Pfarrer Henrici aus Bonames betreut, der außerdem noch mit der Pastoring der Gemeinden Eschersheim, Berkersheim, Eckenheim, Preungesheim, Nied und Griesheim beauftragt war.

Sehr viele Streitigkeiten entstanden über die Benutzung des Friedhofes. Die Lutheraner wurden wohl auf dem reform. Friedhof neben der Maria-Magdalenen-Kapelle begraben, die Beerdigung wurde jedoch durch den reformierten Pfarrer oder den hiesigen reformierten Schulmeister vorgenommen. Nach Aussage eines lutherischen Pfarrers mußten die Lutheraner ihre Toten „selbst hinübertragen, da die Reformierten auf verschiedenem Ansuchen die Totenbahre versagten!“ „Erst 1722 fingen wir an“, so berichtet Pfr. Schäfer, „unsere Tote durch unsere Pfarrer und Schulmeister auf dem reformierten Friedhof zu begraben“. Daß die unliebamen, unchristlichen Differenzen zwischen den beiden Konfessionen sich nicht nur auf die kirchlichen Belange beschränkten, sondern tief in die persönlichen Verhältnisse der Bewohner eindringen, steht fest. Reformierte und Lutheraner mieden einander, sie versagten auch in nachbarlicher Liebestätigkeit und haßten einander wie feindliche Brüder. So war die Kircheneinigung 1818 ein wahres Glück. Ginnheim trat der „Hanauer Union“ bei, die Lutheraner und Reformierte zu einer brüderlichen Gemeinde zusammenfaßte. Die Abendmahlsfeiern wurden gleichmäßig gehalten, das Vaterunser nach der lutherischen Übersetzung gebetet und beim Aussprechen des selben geläutet.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Ginnheim zwei Kirchen. Eine von beiden war überflüssig. 1824 entbrannte eine „mit etwas übertriebenem und darum nicht gutzuheißen der Heftigkeit“ geführte Auseinandersetzung innerhalb der Gemeinde, welche Kirche beibehalten werden sollte. Beide Kirchen waren gleich groß. Die reform. Kirche (Woogstr. 16) hatte den Vorzug der schöneren Lage (es führten Treppen hinauf), doch war sie im Inneren sehr reparaturbedürftig, während die luth. Kirche im Innern „so freundlich war und mittels der Sinne das Herz und den Geist wohlthuend zur besseren Erbauung für das Gemüt anspricht.“ Letztere trug den Sieg davon; die reformierte Kirche wurde um 1830 abgebrochen.

Früher gehörten Friedhöfe zur Kirche. Der älteste Friedhof befand sich neben der Maria-Magdalenen-Kapelle. Mit dem Bau der lutherischen Kirche wurde zugleich ein Friedhof neben dieser Kirche angelegt. 1825 wurde der dritte Friedhof erforderlich, den man wohl aus hygienischen Gründen außerhalb des damaligen Ortsbereiches in die Ginnheimer Hohl legte. Er wurde 1892 erweitert, aber kurz nach der Eingemeindung bereits geschlossene.

Wie es zum Kirchenbau kam

Als nach dem Aussterben der Hanau-Münzenbergischen Linie 1642 die Hanau-Lichtenbergische Linie zur Regierung kam, wurden überall, wo noch Evang.-Lutherische sich befanden, neue Kirchen gebaut, wenn sie auch im übrigen das reform. Bekenntnis unangetastet bestehen ließ. So erhielt Ginnheim 1678 einen eigenen ev.-luth. Pfarrer (Phengius von Hahrheim). Für ihn wurde ein Bauernhaus mit Stallung und Scheune (in der Woogstr.) als Pfarrhaus erworben und eingerichtet. Der Kaufvertrag vom 2. Jan. 1679 ist noch im Original vorhanden. Danach wird durch die "fürmünder (Vormünder) Jost Pflug und Joh. A. Bender, Hauß und Hofreith der Haartischen Erben sammt darin gehörigen Äckern, wiesengärten, weinbergen und waldstücker in zur Pfarrwohnung verkauft" (Preis 500 Gulden).

Die neugegründete Pfarrei war eine der beschwerlichsten in hiesiger Gegend; denn die luth. Gemeinden zu Bockenheim und Eschersheim gehörten als Filialen dazu, außerdem als gemeinschaftliches Vikariat die große hess. Gemeinden Steinbach und Niedereschbach. Die kleinere reformierte Gemeinde zu Ginnheim war eine Filiale der reform. Pfarrei Eschersheim. Nach Pfarrer Phengius kam 1685 Pfarrer Grommet und 1697 Pfarrer Koch nach Ginnheim. Während seiner Amtstätigkeit beschloß die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Ginnheim, dem Beispiel vieler Gemeinden der Grafschaft Hanau folgend, ein eigenes Gotteshaus zu bauen. Der damals regierende Graf (seit 1696 „Fürst“) Philipp Reinhard zu Hanau-Lichtenberg (1685-1712) gab bereitwilligst seine Genehmigung. Er gilt somit als Stifter unserer Kirche. Es wurde ein Kollektant bestimmt, „der in dem Lande und den benachbarten Örtern zu kollektieren“ (sammeln) hatte. Als Lohn bekam er den 4. Heller (25%). Dem Kollektanten Lorenz Scherer, Leinweber zu Ginnheim, wurde zu Hall in Sachsen sein Kollektantenbuch, Patent und Geld abgenommen. Er

kam mit leeren Händen nach Hause. Erst nach Bericht des Hochfürstl. Konsistoriums wurde später alles wieder zugestellt. - Am 22.4.1699 wurde der Grundstein gelegt. Die Zahl "1699" ist über der Kirchentür eingehauen. Die Hälfte des Kirchenplatzes war von Joh. Val. Pflug verehrt worden, die andere Hälfte (ein „Zinsplatz“) von Heintz für 50 Gulden erworben.

Am 29. August 1700 versammelte sich um 10 Uhr die Gemeinde auf dem Rathaus, wo bisher der Gottesdienst abgehalten worden war. Die benachbarten Pfarrer trugen Kelch und Komtne (Kommende = Einkünfte des Kirchenamtes), Taufbecken und Schlüssel, der Ortspfarrer Koch die Kirchenordnung und die Kapsel (Büchse), der hochfürstliche Hanauische Hofprediger und Superintendent Langemann die Bibel zur neuen Kirche. Nach dem Gesang „Nun lob, mein Seel, den Herren“ hielt Herr Laurentius Langemann eine schöne Predigt „über Ps. 84, 1-3: „Wie lieblich sind deine Wohnungen Herr Zebaoth!“ Die erste Kollekte ergab die Summe von 62 Gulden. Mehr ist über die Einweihungsfest nicht vermerkt. Aus dem Kontrollbuch ist zu ersehen, daß die Kosten des Kirchenbaues 2194 Gulden, 4 Albus, 4 Pfg. (3950 M) betrug. Der Grundstock zum Kirchenbau war durch testamentarisches Vermächtnis einer Spenderin (Anna Bethonin) mit 202 Gulden gelegt worden.

Die Bethlehem-Kirche steht mit Recht unter Denkmalschutz. Sie ist bei aller Einfachheit ein Schmuckstück Ginnheims, Beispiel des unverbildeten Bauernbarocks. Der Blick des Beschauers gleitet von den einfachen Rundbogen-Fenstern zum schlichten Kirchenturm, der nicht durch seine Wucht und Größe, wohl aber durch seine zierlichen Formen angenehm wirkt. Er hat keinen besonderen festen Unterbau wie andere große Kirchen und wuchtigen Dome, sondern „reitet“ auf dem Kirchendach. Die Spitze, geziert durch ein Kreuzornament, trägt einen goldenen Hahn, der das alte Wahrzeichen, das in dem stürmischen Revolutionsjahr 1848 von zwei Schüssen durchlöchert worden war, abgelöst hat. Die Turmuhr hat die alte Sonnenuhr auf der Südseite schon lange „in den Schatten gestellt“. Der Stein, der die Namen der 112 Gefallenen des ersten Weltkrieges enthält, war ursprünglich ein altes Grabmal und diente dann als Brücke über die Marbach am Ende des Ginnheimer Stadtweges. An seinen beiden Seiten stehen zwei alte Grabdenkmäler.

Beim Betreten der Kirche fällt unser Blick auf die dem Raum gut angepaßte Orgel. Sie wurde 1903 durch den Orgelbauer Rassmann, Möttan, erbaut. Im 1. Weltkrieg mußten die zinnernen Orgelpfeifen abgeliefert werden. Sie wurden durch neue aus Aluminium und Zink ersetzt. Das Orgelwappen ist ein Ersatz für das 1806 durch den französischen Gouverneur Lagrange entfernte Wappen. Es enthält die Wappen der sämtlichen Landschaften, mit denen Ginnheim verbunden war. Unter den Emporen sind an der Nord- und Westwand 7 kleine Wappen angebracht, die die geschichtliche Entwicklung unserer Kirchengemeinde darstellen: 1) 1477 kam Ginnheim von Kloster Seligenstadt zur Herrschaft Hanau-Rieneck-Münzenberg (seit 1429 Reichsgrafschaft). 2) 1641 Aussterben der genannten Linie, die genannte Reichsgrafschaft kam 1642 an die elsässische Linie Hanau-Lichtenberg. 3) 1736 nach dem Aussterben der letztgenannten Linie fiel die Reichsgrafschaft Hanau an die Landgrafschaft Hessen-Kassel. 4) 1760-1785 bildete Hanau ein selbständiges Fürstentum unter dem Hessen-Kasselschen Erbprinzen Wilhelm (als Landgraf Wilhelm IX., als Kurfürst Wilhelm I.) 5) 1803 wurde die Landgrafschaft zum Kurfürstentum erhoben. 6) 1866 fiel Ginnheim mit dem Fürstentum Hanau an Preußen. 7) 1910 wurde Ginnheim der Stadt Frankfurt a.M. einverleibt.

Zwischen den beiden Fenstern an der Südseite hängt das von Pfarrer Schneider gestiftete Ölgemälde (von Kunstmaler Karl Heinz Küpper, Bad Homburg), den Stifter der Kirche, Reichsgrafen Philipp Rinhardt von Hanau-Lichtenberg darstellend. Neben der Kanzel sehen wir ein schwarzes Wappen in der Wand, auf dem zu lesen ist „Der hochwohlgeborene Herr Otto Graf von Stutternheim, Erbherr ..., Wirklicher Staatsrat, Minister ... geb. 3.5.1693, gest. zu Eschersheim auf der Reise nach Wiesbaden, 31.8.1736, seines Alters 43 Jahren, 4 Monate“. Er war ein Gönner der luther. Kirche, der den Saal in seinem Eschersheimer Gutshof für den lutherischen Gottesdienst zur Verfügung gestellt hatte, und der auf seinen Wunsch in unserer Kirche beigesetzt worden ist (Gruf vor dem Altar). Das ovale Fenster rechts vor der Haupttür hat nach Eintragung des Pfarrers Walter 1738 der „Herrschaftliche Ebbestandsmüller Schwager zu Eschersheim auf eigene Kosten anbringen lassen, damit Licht und Helle in die Kirche falle“. Das Fenster mußte mit eisernen Schutz versehen werden. Dafür durfte er für seine Ehefrau „einen bequemen Stuhl zurichten lassen.“ (Kosten 22 Gulden, 6 Kreuzer). Die fünf Bilder hinter dem Altar stellen die folgenden Pfarrer dar: Schlee, Sopp, Römheld, Carl und Schneider. Wie wurde mit Ausnahme des Bildes von Pfr. Schneider bei der 1922 erfolgten Renovierung und Ausmalung der Kirche angebracht.

Im Kirchturm hängen zwei Glocken. Als 1813 beim Läuten die große Glocke sprang, wurde die Anschaffung zweier neuer Glocken beschlossen; sie wurden 1815 geliefert. Im 1. Weltkrieg wurde eine Glocke zum Einschmelzen abgegeben. 1922 stiftete Frau Gertr. Müller, geb. Mathern, eine neue 12 Zentner schwere Stahlglocke. Im 2. Weltkrieg wurde die kleinere Glocke geholt, jedoch 1947 wieder unverehrt zurückgegeben.

Die evangelischen Pfarrer

Nach dem „Pfarrbuch der evangelischen Kirchengemeinschaft (Hanauer Union) von L. Kohlenbusch“, das mir mein Freund Aug. Carl zur Verfügung stellte, wirkten in Ginnheim folgende Pfarrer:

a) In der alten Luth. Pfarrei:

1. Joh. Friedrich Phengius, geb. 10.4.1629 in Weissensee (Thür.) Pfarrer in Ginnheim 1678-1685 gest. 12.4.1696 als Pfarrer in Kirchensall.
2. Joh. Phil. Grommet von Seckbach, Pfarrer in Ginnheim 1685-1697, Pfarrer in Wöllheim (Kreis Alzey) 1698-1724.
3. Justus Heinrich Koch, geb. um 1670 in Dodenau (Kr. Biedenkopf), Pfarrer in Ginnheim 1797-1706, gest. 10.3.1733 als Pfarrer in Diedenhofen b. Babenhausen
4. Jos. Hartm. Lantz von Herrmannstein b. Wetzlar, Pfarrer in Ginnheim 1706-1763, gest. 6.4.1763 in Ginnheim
6. Friedr. Wilh. Snell, geb. 24.9.1720 in Braubach/Rh., Pfarrer in Ginnheim 1763-1767, gest. 10.9.1774 in Staden
7. Joh. Bernh. Werner, geb. 12.2.1729 in Dudenhofen, Pfarrer in Ginnheim 1767-1776, gest. 12.7.1791 als Pfarrer in Bieber
8. Joh. Georg Schäfer, geb. 30.4.1739 in Steinau, Pfarrer in Ginnheim 1776-1787, gest. 19.9.1814 als Pfarrer in Bieber
9. Andreas Reuling, geb. 24.10.1753 in Babenhausen, Pfarrer in Ginnheim 1788-1809, gest. 30.6.1825 als Pfarrer in Lohrhaupten
10. Ludwig Christ. Jung, geb. 3.5.1769 in Praunheim, Pfarrer in Ginnheim 1809-1830, gest. 27.12.1836 als Pfarrer in Bischofsheim.

b) In der ev. un. Pfarrei:

1. Ludwig Christoph Jung, Pfarrer in Ginnheim (un. Gem.) 1818-1830
2. Joh. Ludw. Schlee, geb. 5.10.1799 in Eschersheim, Pfarrer in Ginnheim 1831-1855, gest. 14.4.1881 als Pfarrer in Fechenheim
3. Peter Berneaud, geb. 11.8.1809 in Hanau (Wallonische Gem.), Pfarrer in Ginnheim 1855-1858, gest. 22.12.1858 in Ginnheim
4. Ernst Wihl. Christian Sopp, geb. 18.8.1829 in Rothenburg, Pfarrer in Ginnheim 1859-1864, gest. 10.11.1904 als Superintendent in Hanau
5. Georg Ernst Römheld, geb. 13.9.1824 in Burghaun, Pfarrer in Ginnheim 1864-1880, gest. 28.4.1897 als Pfarrer in Eichen
6. Karl Willich Carl, geb. 27.12.1838 in Hof Trages (Kr. Gelnhausen, Pfarrer in Ginnheim 1880-1904, gest. 25.3.1919 in Darmstadt
7. Heinrich Theodor Schneider, geb. 4.4.1865 in Hanau, Pfarrer in Ginnheim 1904-1934, gest. 1.8.1937 in Frankfurt als Pensionär in Oberursel
8. Heinrich Knöll, geb. 4.2.1893 in Seckbach, Pfarrer in Ginnheim 1934-1.1.1949, z.Z. Pfarrer in Neu Isenburg
9. Werner Hess, geb. 13.10.1914 in Frankfurt am Main, Pfarrer in Ginnheim ab 1.1.1950 (späterer Intendant des Hessischen Rundfunks)

Abbildung: Foto Inneres der Bethlehem-Kirche. Ausweis für den Ginnheimer Pfarrer, von der Kurmainzischen Regierung 1771 ausgestellt.

Die evangelischen Pfarrer Ginnheims waren zuerst dem Hochfürstlichen Konsistorium in Hanau unterstellt, ab 1736 dem Kurfürstlichen Konsistorium in Kassel und ab 1929 der Landeskirche Frankfurt am Main.

Die ersten Pfarrer hatten nicht nur seelsorgerische Tätigkeit auszuüben; sie mußten sich auch als Landwirte betätigen. Denn zur Pfarrei gehörte eine größere Anzahl von Äckern und Wiesen, das Pfarrgut. Die Erträge daraus machten einen Teil der Pfarrbesoldung aus. So war der Pfarrer Bauer unter Bauern und hatte an einer guten Ernte großes Interesse. Den Ackerbau betrieb er selbst mit Knechten und Mägden, später verpachtete er seine Ländereien. Zu dem Pfarrhaus, welches ja als „Bauernhaus“ erworben war, gehörte auch Scheune und Stallung. Wie groß das Pfarrgut anfänglich war, ist nicht festzustellen. 1784 ersuchte Pfarrer Schäfer das

Hochfürstliche Konsistorium in Hanau um Vergrößerung des Pfarrgutes. „Von den 12 Morgen Ackergeländ, so jezt schon an der Pfarrey sind“, könne der Pfarrer keine Ackermüssen, sonst müsse er Korn zu Brod kaufen, wenn er eine etwas starke Familie habe. Jetzt sei eine Gelegenheit, bei einer den 15. April d.J. dahier zu halten den Vergehung (Versteigerung) eines Bauerngutes, da Äcker von allerhand Gattung verkauft würden, auch „nahe“ und „gute“, die sich zum Kleebau schicken. Mit 1 1/2-2 Morgen, welche 100-150 Gulden komme, habe der Pfarrer zum Kleebau genug. Ob das Hochfürstl. Konsist. dieses Vorhaben genehmige und das nötige Kapital leihen wolle. „Ich und meine Nachfolger im Amte wollen das Kapital jährlich mit 4 procento verzinsen“. Das Geld war damals sehr knapp, die ev. luth. Gemeinde war „schuldig“, ab 1764 die Heckenzäune der beiden Pfarrgärten zu unterhalten und zu reparieren. Da die Kirchenvorsteher sich aber weigerten, die Kosten zu übernehmen, sollte das Konsistorium entscheiden, wer die Kosten tragen müsse, der Pfarrer oder das Aerarium der Kirche. Die Hecken müßten fest „gebunden“ werden, damit die Hirten mit dem Rindvieh oder den Schweinen und anderem kleinen Vieh nicht in den Gärten weiden könnten.

Die Geldknappheit wurde meist durch schlechte Ernten hervorgerufen. 1754 vernichtete ein Hagelwetter den dritten Teil der Winterfrucht. Die Heuernte fiel infolge Dürre oft schlecht aus. Statt sonst erhaltener 30 bis 40 Ztr. Heu habe man auf den Pfarrwiesen 3, 4 und nur einmal 10 Ztr. gemäht. Auch die Obstbaumpflege ließ sich der Pfarrer angelegen sein. Es wurden neben Äpfel-, Birnen- und Zwetschenbäumen schon Aprikosenbäume gepflanzt. „Pfarrer Snell hat viel Zwetschenbäume angezogen, Pfarrer Snell hat nichts angepflanzt, Pfarrer Werner hat zwar hier und dort Bäume gesetzt, aber schlechte Stämme“. Deshalb berichtet Pfarrer Schaefer 1780: „Unsere Pfarreyen haben es in der That nöthig, daß man auf die Oekonomie dabei siehet, und sowohl den Seniorensolte das eingebunden, als auch bei den Kirchenvisitationen darauf gesehen werden, wie die Baumzucht der Pfarrey beschaffen und wie der Pfarrer damit umgeht“. 1898 war das Pfarrgut auf 18 Hanauer Morgen angewachsen. Für die Erstellung des neuen Pfarrhauses wurden 1899 72 Ar (3 1/2 Morgen) für 30.000,- M verkauft. Durch Verfügung des Konsistoriums durften jedoch nur 26.000,- M für den Bau verwandt werden. Der Bau des neuen Pfarrhauses wurde 1900 vollendet.

Die seelsorgliche Tätigkeit der luth. Pfarrer war besonders im Anfang eine recht beschwerliche, da sie sich außer auf Ginnheim auch auf Bockenheim und Eschersheim erstreckte. In Eschersheim wurde der Gottesdienst ab 1687 im Saale des Stutterheimschen (später Rühlschen) Hofes abgehalten, da sein Besitzer als guter Lutheraner den Saal in großmütiger Weise zur Verfügung stellte. Wie die Chronik berichtet, ging 1765 oder 1766 der Hof in den Besitz des Barons von Wetzel über. Dieser war katholisch und „hat uns mit unserem Gottesdienst oft ausgedient“. „Sein Sohn hat uns 1787 endlich völlig vertrieben.“ Die Eschersheimer mußten mit dem Rathaus vorlieb nehmen. Man plante den Neubaueiner lutherischen Kirche. Sie sollte 1200 Gulden kosten. 1777 verkaufte man aus dem Steinbruch der Eschersheimer Kirche eifrig Bau- und Pflastersteine und brachte sie nach Frankfurt. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Die Eschersheimer gingen weiterhin nach Ginnheim. Erst nach der Vereinigung der beiden Konfessionen konnte die 1752 erbaute reformierte Kirche mitbenutzt werden. Die Ginnheimer Pfarrer wirkten auch in der Diaspora. Sie hatten die Erlaubnis, die Lutheraner im katholischen Höchst zu besuchen und kirchlich zu betreuen, allerdings ohne Talar. Der Ausweis, von der Kurmainischen Regierung ausgestellt, ist noch vorhanden.

Die soziale Tätigkeit der Pfarrer erstreckte sich auf die Sorte um schwererziehbare Kinder, die Betreuung der „ohn ehelichen“ Kinder, die Unterbringung und Erziehung der Waisen u.a. Auf die Anfrage des Präfekten Frhr. von der Tann, Großherzogtum Frankfurt, Departement Hanau, zwecks Unterbringung elternloser Kinder auf dem flachen Lande, berichtete Pfarrer Jung 1811 über die sittlichen Zustände, auf die die Nähe der Stadt einwirke: „Die Moralität der in Pflege gegebenen Kinder wird mehr verlieren als gewinnen, da sie mit der Sittenvorverderbnis in der Stadt bekannt würden“. Sie seien sich meist selbst überlassen, da die Bewohner sehr oft abwesend seien, um ihrem Verdienste in der Stadt nachzugehen. - Außerdem fände sich immer Gelegenheit, gegen gute Belohnung uneheliche Kinder in Pflege zu nehmen. Auch über den Gesundheitszustand seiner Gemeindeglieder hatte der Pfarrer zu wachen. Es liegen gedruckte Vorschriften und sanitäre Verordnungen aus den Jahren 1772, 1804 und 1831 vor, unter anderen: „Unterricht, durch welche Mittel plötzlich verunglückte, todtschneidende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können.“

Als 1831 die Cholera in Deutschland wütete, besonders in den Städten Hamburg, Altona und Magdeburg, häuften sich die Bekanntmachungen der obersten Sanitätskommission zu Kasel und verschärfen sich die Vorschriften. Mit welchen primitiven und falschen Mitteln die Kranken mitunter behandelt wurden, schildert Pfarrer Walther (s. Ginnheimer Gerichte: „Vom tollen Hund gebissen.“ S. 37).

Aus dem Stuhlbuch der Bethlehemkirche

Nach der Einweihung der Kirche wurde sofort eine Stuhl- und Sitzordnung eingeführt. Für die Männer, die auf der Empore Platz nahmen, bestand keine Sitzordnung, wohl aber für die Frauen. Welche Gründe hierfür vorlagen, wird uns nicht berichtet. Ob man die Männer als „friedliebender“ einschätzte? „Unten“ gab es nur „Weiberstühle“. „Wenn man in die Kirche eintritt (Nebentür), linker Hand ist der Pfarrweiber Stuhl“, so heißt es im Stuhlbuch. „Der nächste Stuhl ist für die Kirchen seniores samt dem Kirchenbaumeister eingeräumt.“ Der Stuhl Nr. 1 - im Choran der Seite nach den Gassen - war für die „Centgrafen zu Gienheim und Eschersheim“ bestimmt. Die restlichen Stühle - No. 2-6 an der linken Seite, Nr. 7-10 nach dem Kirchhof zu - wurden sämtlich verlost. In jeden Stuhl teilten sich 5-6 Frauen. Die nicht verlost übrigen Stühle, die vor Nr. 10 stehen, waren für die „Eschersheimer Weiber“ sowie die jüngeren und ledigen weiblichen Personen reserviert.

Die Absicht, daß mit der Stuhlordnung Zufriedenheit und christliche Nächsten- und Nachbarliebe einzutreiben möge, wurde leider nicht erreicht. Wie aus dem Copienbuch und Auszügen aus den Protokollen des Kurfürstlichen ev. Konsistoriums in Hanau hervorgeht, kam es oft zu Zwistigkeiten, besonders dann, wenn durch den Tod einer Stuhlinhaberin ein Stuhl „vakant“ wurde. 1754 beschwerte sich der größte Teil der ev.-luth. Gemeinde bei dem Konsistorium und stellte die Anschung, daß zur Hebung der bisher vorgefallenen Zwistigkeiten die sämtlichen Weiberstühle in der luth. Kirche in Ginnheim auf neue verlost werden möchten. Trotz der „unschicklichen Schreibart und angemäßigten ungeziemen Protestaktion“ wurde dem Registrator Blum aufgegeben, daß er am 29. Nov. in Ginnheim erscheine und die Verlosung unter seiner Direktion vornehmen solle. Das geschah auch.

Es wurden die 11 Stühle verteilt. Auf Stuhl 1 bekamen diesmal neben den Centgrafen auch die Schultheißen- und Schulmeisters-Weiber von Ginnheim und Eschersheim ihr Sitzrecht. Allgemein erlosch das Sitzrecht mit dem Tode. Eine Ausnahme wurde bei dem Centgrafen Valentin Pflug gemacht, da er ein Stück Bauplatz, worauf die Kirche steht, geschenkt, auch sonst zur Erbauung noch eines und das andere getan hatte. Er bekam den Stuhl für Frau und Kinder „erblich“. Nunmehr schien der Friede gesichert. Doch ab und zu flackerte der Kampf um die vakanten Stühle wieder auf. 1803 verfügte das Kurhess. Konsistorium in Kassel, daß „in Zukunft die ledig werdenden Weiberstühle ohne Rücksicht, ob die Männer wirkliche Nachbarn, bloß Beyassen (Bewohner mit kleinem Bürgerrecht) oder Soldaten sind, zu vergeben sind.“ 1825 entbrannte nochmals der Kampf um die Weiberstühle, als nunmehr auch die ehemals reformierten Frauen Plätze beanspruchten.

Durch Reparatur und Neu Einrichtung der Kirche sollte Raum geschaffen werden. Dagegen opponierten die meisten Presbyteriumsmitglieder und wandten sich beschwerdend an das Kurfürstliche Konsistorium. Doch Pfarrer Jung setzte sich durch. Die Kirche wurde so eingerichtet, daß 39 Weiberplätze vorhanden waren. Den ehemals reformierten Frauen konnten jetzt Plätze angewiesen werden und zwar „ohnengeldlich“. Doch sollten sie möglichst freiwillig 45 Kreuzer pro Platz bezahlen, während vorher 10 bis 15 Gulden entrichtet wurden.

Die „Stuhl- und Sitzordnung“ wurde von den Ginnheimern bis über die Schwelle des 20. Jahrhunderts aufrechterhalten, wenn auch nicht in der strengen gesetzlichen Form, so doch aus alter Gewohnheit. Bis vor kurzem saßen die Männer stets auf der Empore, die Frauen „unten“. Heute besteht kein Rang- und Sitzstreit mehr; und man kann sich bei den Sorgen unserer Vorfahren ein es kleinen Lächelns nicht erwehren.

Abbildung: Fotos Landgraf Philipp Reinhard von Hanau-Lichtenberg, unter dem die Kirche gebaut wurde. Wappen über der Orgel, die geschichtliche Entwicklung der Kirchengemeinde dargestellt.

Die Schule in Ginnheim Schule und Lehrer im "Dorf" Ginnheim

Kirche und Schule waren in den vergangenen Jahrhunderten eng miteinander verbunden. Letztere waren meist Gründungen der Kirche. Der Pfarrer war der Vorgesetzte des Lehrers. Er beaufsichtigte den Gesamtunterricht und beurteilte die Leistungen des Lehrers und der Schüler. Der "Schulmeister von ehedem" bedurfte noch der "geistlichen Schulaufsicht", da er aus dem Handwerkerstand hervorging. Er war auch noch "nebenbei" Schuster, Schneider, Anstreicher oder Leinwebler. Sein Einkommen war gar kümmerlich. Das geht aus einigen Notizen in den Kirchenbüchern hervor. 1708 bewilligte die Gemeinde dem damaligen Schulmeister Hrch. Schramm:

- | | |
|---|-----------|
| 1. von jedem Hausgesäß 15 Albus (1/2 Gulden) bei 44 Hausgesäß
(Später sollten 22 1/2 Albus gegeben werden) | 22 Gulden |
| 2. für die Kirchenguhr zu stellen .. | 5 Gulden |

- | | |
|--|--------------------|
| 3. jedes Kind von 6-12 Jahren jährlich 10 Albus, bei 40 Kindern | 13 Gulden 10 Albus |
| 4. jedes Kind Holzgeld (oder Holz in natura bringen) | 7 Albus 4 Pfg. |
| 5. jedes Hausgesäß 4 "Fest Leib Brodt" | 176 Leib |
| 6. soll eine Wiese, so 6 Morgen hätt, erkaufft, bezahlt und dem Schuldiener zugewiesen werden.
Bei "Hochzeit, Leich und Kindtauff" soll ihm etwas zugut kommen. | |

Von der Kollekte bekam Schulmeister Walpert jeweils 5 Albus.

Anmerkung: 1 Albus = 6 Pfg. = 2 Kreuzer
1 Gulden = 30 Albus = 1,80 M

Zu den Obliegenheiten des Schulmeisters gehörten: Der Organistendienst, das Kirchläuten (wurde später abgelöst), Aufsicht über den Friedhof (wurde 1822 abgelöst), Leichenbegleitung und Singen am Grab. Wenn der Pfarrer auswärtig war, las der Lehrer in der Kirche aus dem „Predigtbuch für Christl. Landleute“ vor. Er wurde auch zu manchen Gemeindefestlichkeiten herangezogen. Bereits 1606 wurde der Schulmeister Gottfried Eberhardt als Mitarbeiter beim Ausmessen der Wiesen und Eintrag ins Zehenden-Verzeichnis erwähnt. Anfangs genügte wohl ein Zimmer im Hause des jeweiligen Schulmeisters als Klassenraum. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde das Rathaus (Ecke Mühlgasse-Woogstraße) als Schule benutzt. Obwohl die Besoldung des Schulmeisters so gering war, meldeten sich Anwärter.

1717 war für die freie Schulmeisterstelle Justus Marquard vorgeschlagen. Pfarrer Lantz ließ die „gemein zusammen kommen, da die weiber eingewendet hatten, daß der Mann mit fünf Knaben ohnmöglich hier ausbringen könne, hernach man das tägliche Lamentieren hören müßte, auch gefiel ihnen nicht die Hand im Schreiben.“ Alljährlich wurde eine Kirchen- und Schulvisitation abgehalten. Jung und alt wurde geprüft. Das Urteil fiel meist günstig aus. Die Verhältnisse wurden immer besser. 1765 baute die Gemeinde ein Schulhaus neben die luth. Kirche. Es ist noch als Wohnhaus vorhanden (Alt Ginnheim 3). Die Reformierten setzten dem Schulbau großen Widerstand entgegen. Die Angelegenheit wurde sogar dem Landesherren vorgetragen, der zu Gunsten der Lutheraner entschied. Als 1855 die zweite Lehrerstelle errichtet wurde, mußte ein neues Schullokal im Rathaus geschaffen werden. Die Schülerzahl war mittlerweile auf 100 Kinder angewachsen. Jedes Kind zahlte ein geringes Schulgeld, denn die „Freischule“, deren Lehrer ihr Gehalt von der Gemeinde bekamen, war noch nicht genehmigt. Der damalige 1. Lehrer Loth bekam 100 Taler Gehalt. Im Kriegsjahr 1870 wurde die evangelische Schule in der Woogstraße - jetzt ev. Gemeindehaus - erbaut. 1887 wurde die 3., 1895 die 4., 1904 die 5., 1909 die 6. Lehrerstelle besetzt. 1895 wurde bereits eine zweite ev. Schule in der Ginnheimer Hohl (jetzt Kinderhort) erbaut und durch Bürgermeister Schäfer eingeweiht.

Nach der Eingemeindung 1910 wuchs die Einwohnerzahl ständig. Schon während des 1. Weltkrieges mußten 2 Baracken die Raumnot beheben helfen. Die Stadt genehmigte den Neubau einer 16klassigen Volksschule. Zuerst wurde die Turnhalle und die Schulhausverwalterwohnung gebaut. Beide Gebäude errichtete man provisorisch zu Schulsälen ein. Erst 1926 war die Diesterwegschule fertig; am 20. Mai wurde sie eingeweiht. Trotz teilweiser Zerstörung im 2. Weltkrieg sind heute 22 Klassen mit 18 Lehrkräften und 986 Schüler untergebracht. Da die Fürstnberg er Mittelschule von den Militärbehörden für Beschulung amerikanischer Kinder beschlagnahmt wurde, nahm man sie in die Räume der Diesterwegschule auf. Zu Beginn des Schuljahres wurden 590 Schüler in 14 Klassen von 16 Lehrkräften betreut. Beide Schulen geben abwechselnd vor- und nachmittags Unterricht.

Wie aber die Jugend damals Ginnheim erlebte und welche fröhlichen Erinnerungen aus dieser Zeit noch in manchem Herzen wach sind, das läßt eine so lebensvolle Schilderung erkennen, wie sie von Otto Rombach für dieses Büchlein verfaßt worden ist. Der bekannte Schriftsteller, der sich vor allem durch seine kulturhistorischen Romane „Der junge Herr Alexius“ und „Vittorino oder die Schleier der Nacht“ einen Namen gemacht hat, verlebte hier die entscheidenden Jahre seiner Jugend.

Otto Rombach: Jugentage in Ginnheim

„Undenkbar ist Ginnheim ohne den Taunus, obwohl es nur wenig mit ihm zu tun hat; aber die sanft zum Altkönig aufschwingende Linie (der höher erscheint als der höhere Feldberg), diese anmutige Höhenkette begrenzt das weithin gebreitete Tal und gibt aller Unrast, die zwischen den Städten und Orten pulsiert, ihren beruhigenden Rahmen. So wird es auch bleiben, wenn kommende Verwandlungen der Landschaft neue Züge in sie hineinprägen, wenn Siedlungen oder andere Erschließungen der Wiesen- und Feldgelände ihren Ausdruck verändern, wenn Baumgruppen fallen und Flächen verschwinden, vielfältig aufgeteilt und belebt; - wir haben noch das alte Bild der Nidda vor Augen, die krümmungsreich und dunkel verweilend in ihrem Busch-

und Baumgürtel dahinzog und die inzwischen in eine begradigte Schweifung gebannt worden ist. -

Noch immer scheint aber der an den Muldenhang gebettete Ort ein Paradies in den Tümpeln, die in den Wiesen liegen und deren Gräben dort wasserlos vergehen, Pflanzen sammeln, um sie botanisch zu bestimmen, als wir das Wassergebiet oder die Vögel belauschten und über niedrige brochene Stämme, die wie krustige Krokodile im Wasser lagen, ans andere Ufer balancierten. Wir standen im untiefenreichen Flußbett der Nidda in jener kaum sichtbaren "Stromschnelle", wo eine römische Brücke gewesen sein soll und hofften, mindestens einen römischen Helm zu entdecken. Wir sehnten uns nach dem Zufall, da wir etwas vom alten „Nidda“ wußten, in der Flur antike Scherben zu finden; aber wir kannten auch, zum Leid ihrer Besitzer, jeden einzelnen Nußbaum am Wiesenhang, was freilich die ehrbaren Eltern nicht wissen durften. Doch selbst unter den Augen der Lehrer, wenn wir über den Wieseweg klassenweise zur Badeanstalt trabten, schätzten wir ab, wann sie wohl reif sein könnten, die Nüsse.

Der Knabe, der schon damals Dramen und Romane zu verfassen anfing, ließ sich sogar ermuntern, sich auf die Orgelbank zu setzen und in derselben ländlich-liebenswerten Bethlehems-Kirche, wo er kurz vordem als Konfirmand gestanden, die Tasten zu schlagen und die zarten, aber auch unvermittelt die brausenden Register zu ziehen. Vor deren laut aufdröhnender Macht erschrak er einmal mitten im Gottesdienst, am Anfang des Chorals dermaßen, daß er verwirrt und völlig hoffnungslos im Gang der Melodie zu strucheln anfing, also falsch griff, also brausend „umzuschmeißen“ drohte, und schon mochte die nicht minder erschrockene Gemeinde in ihrem mißgeleiteten Gesang, aus Melodie und Text gebracht, die Köpfe heben - da war es Christian Hepp, der unvergeßliche Hauptlehrer und Betreuer meiner noch ungesicherten Entwicklung, der über meine Schultern hin die richtigen Akkorde griff und den Gesang zum vorgeschriebenen Ende brachte.

Man darf es heute ruhig wissen. Auch gebührt dem Mann, der viele Jahre lang das Kirchenvolk von seiner Orgelbank herab begleitete, wohl mannigfacher Dank, ein stilles Ehrenblatt, gemäß der Einfachheit und Stille, mit der er, stets dem Schönen zugehört, als Pädagoge und damit als Menschenkenner seine Pflicht tat. In anderer Weise steht der Bälgetreter vor mir, ein wenig an den Orgelkasten hingelehnt und - von der Schülerbank her warteten wir oft darauf - im letzten Augenblick, wenn sich der Tritt gehoben, eifrig und gelassen auf ihm niederfahrend. Vielleicht ging auch der Orgel einmal fast die Luft aus, doch nur fast. Denn selbst im tiefsten Sinnen oder Träumen hörte er, wenn sein geliebtes Instrument zu keuchen anzufangen drohte.

Mir ist auch gut entsinnlich, daß ich oft als Schüler ins Pfarrhaus eilen mußte, um den Kirchzetteln für den Organisten abzuholen, jene Zahlen der Gesangsbuchnummern und der Verse, die am nächsten Tag am schwarzen Wechselbrett erschienen. War dieser Zettel, der wie ein Rezept aussah, noch nicht geschrieben, so durfte wohl vermutet werden, daß der Herr Pfarrer mit der Predigt noch nicht schlüssig oder fertig war. Und ich mußte später wiederkommen. Mit den Jahren aber sollte sich das Leben mit einem anderen Tastenwerk erfüllen.

Wenn damals der junge Mensch bisweilen spät durch hallende leere Straßen heimging, manchmal vom Dornbusch her, manchmal auch von der Warte aus, auf kaum bebauten Straßen wandend, wo es frisch und nächtlich aus den Äckern roch, dann war die kleine Kirche an der Ecke mit ihrem verschieften, lustig aufsitzen den Dachreiter der ruhigste Bezirk im Ort, mit seinem Baum- und Strauchwerk so stimmungsvoll, wie er bei Tag niemals sein wird.

Dann waren die ländlichen Gassen und die abfallende Straße am Wiesenrand der willkommene Gegensatz zu der Stadt, wo bald die Ateliers der Künstler und die Begegnungen der Menschen aus der Welt der Zeitungen und Bücher neue Bereiche erschlossen. Dann wehte die Kühle aus Lenzens Garten zu meiner Lampe herauf, und der Lehrer von einst, Hermann Lenz, wurde zum freundschaftlichen Nachbarn.

So blieb es. In der Stadt, der unfern, aber dennoch fern gelegenen, bahnten sich Bindungen und Entwicklungen an, die wie auf farbig belebtem Teppich das Leben durchziehen. Dort wurde das Rheinische Dichtertfest gefeiert; dort fanden sich mancherlei Freunde und Gesprächsgenossen, auch berühmte, wie der wunderbare Mensch und kluge Dichter Alfons Paquet; dort sog der junge Mensch den Atem der größeren, literarischen Welt ein, in die er sich dann selbst hineinbegab, so und so, mit Büchern und Theaterrücken, zu Fuß und mit der Eisenbahn und mit Schiffen oder was sonst so dahin fährt. Aber wie immer im Teppich des Lebens, so bildeten auch hier und für ihn die Stätten der Kindheit und Jugend den Grundton.

Inzwischen ist er wohl oft nur auf dem Bahndamm vorbeigefahren, der die Wiesen durchschneidet, und er konnte keinen Halt mehr am Wiesensaum einlegen, inzwischen ist etwas hinzugekommen, die Dinge anders zu sehen. Es ist hinzugekommen, daß wir, wenn wir an die vertrauten Orte wiederkehren, das sehen, was nicht mehr ist! - Der ständig Verweilende, der Beharrliche, wird des sich langsam vollziehenden Wechsels kaum noch gewahr. Aber der, der nur

man chmal kommt, vermißt im Wiesen grund jeden Busch, den erkannte und der gerodet wurde; er sieht neue Zäune, Straßen und Gebäulichkeiten. Und er meint doch eigentlich, dort, wo die neuen blanken Häuser stehen, müßte noch der übervoll hängende Obstgarten sein, ein Wäldchen über den Äckern, wo der Feldweg immer tief ausgefurcht war. Er vermißt, daß es im Winter keine Eisbahn mehr in den Wiesen gibt, weil der gebändigte Fluß das Tal nicht mehr mit seinen grauen Fluten überschwemmt ...

Und ach, der winzige, wandernde Zirkus fände nun seinen Platz am Kastaniebaum nicht mehr; noch weniger dürften Zigeuner es wagen, dort ihre bunten Karren aufzustellen. Lücken wurden gerissen und alte geschlossen.

Alter Gewohnheit getreu lenkte der Droschkegaul unseres Hausheer, ein Schimmel, die Kutsche ungeheiß an den Randstein einer Wirtschaft, weil dort sein Herr einen Schoppen zu nehmen pflegte, und es ist wohl zu bemerken, daß er dies auch bei der nächsten tat.

Aber neue Geschlechter mögen sich neue Gewohnheiten schaffen, wie jede Jugend andere Gestalten beachtlich oder seltsam finden mag, ob dies nun wirkliche Sonderringe sind oder der Feldschütz, der meinen Bruder aufschrieb, weil er mein leuchtend schönes, schlankes Padelboot über den Wiesenpfad transportierte. Die Strafe kam an mich - als den Besitzer. Da setzten wir das Boot bei Mosler in den Main!

So steigt so manches freundlich aus der Erinnerung auf, was ehe dem unfreundlich schien. Das erste Pfeiflein, das man heimlich rauchte und - wer möchte es verschweigen? Die erste, zart verehrte Jungfer, die auf dem Rad zum Stelldichein erschien, der man die Wiesen und das Wäldchen zeigte - dies alles füllt das Bild der Jugend aus. Sie war so reich, nicht eben überreich an Gütern dieser Welt, doch voll der inneren Ruhe, wie ein kleiner Ort sie schenkt. Freundschaften gab es, die weil sie aus dem Heimatlichen kamen, weil das Gemeinsame der Jugendzeit sie speiste, von guter Dauer sind.

Das nämlich hat ein solcher, in sich abgeschlossener Ort für sich. Wie seine Bauernhöfe sich fränkisch mit ihren Toren gegen die Straße hin verriegeln, hielt sich der Ort - obgleich längst eingemeindet - vom stärkeren Sog und Strom der Großstadt abgesondert, so als ducke er sich hinter den Bodenwellen der Ginnheimer Höhe. Aber schon der Rückblick auf wenige Jahrzehnte zeigt, wie rasch die kleine Gemeinde sich dehnte, und wie überall neue Bürger, zu denen ja auch wir gehörten, sesshaft wurden. Nicht nur über das Niddatal hin bezeugten die weißen Häuser am Helgersberg, wo unsere Nußbäume standen, den Fortschritt der Baugesinnung. Überall in der Welt entfalten sich ähnliche gewaltige Flügel. Doch hier, wo der Knabe zwei wichtigen Baukünstlern - Stadtrat May und Baurat Elsässer - durch die Fenster blicken konnte, waren die damals neuen Baugebäude mit entwickelt worden. -

Aber deutlich er noch als die Bauten der Lebenden zeigen die wechselnden Friedhöfe, wie das alte Dorf wuchs. Einst, wie es Brauch war, trug man die Toten der Gemeinde an der Kirche zur Ruhe, wo neben den barocken, alten Epitaphien im neuen Gedenkstein an der Kirchenwand die Namen zweier Brüder eingemeißelt werden mußten. Binden uns schon die Lebenden an einen Ort, so tun es noch stärker die Toten, am teuersten die Mutter, die in der Wahlgemeinde zu ruhen, ja, oft glücklich und ganz daheim gewesen war, und die nun für immer dort daheim ist, - nahe dem weiten, schier unermeßlich erscheinenden Wiesengrund, den fern die sanft aufschwingende Höhenlinie des Tau nus besäumt.

Aus dem ältesten Kirchenbuch

Vor mir liegt ein vom Zahn der Zeit und den Mäusen angefreßenes Büchlein mit vergilbten Blättern. Es ist betitelt „Des Heiligen Zehenden Verzeichniss zu Ginnheim, so aus dem Veralteten Kirchenbau-Buch de ao 1438 ausgezogen, und ao 1616 in der Grünmaths-Ernde durch Nikolauss Reges, dem Centgrafen, und Gottfr. Eberhardti, Schulmeister zu Ginnheim, ruten weiße (rutenweise) abgemessen und dem Hochlöblichen Konsistorio übergeben worden". - Dieses Buch kann wohl als das älteste Grundbuch von Ginnheim angesehen werden. Es sind sämtliche Wiesen aufgeführt nach Lage, Größe und Angabe des Eigentümers.

Die Größe war nach Viertel-(Morgen) und Ruthen angegeben (1/4 Morgen = 40 Ruthen). Die meisten Wiesen waren klein (1/4 bis 3/4 Morgen). Es waren auch Dreispitze (3eckige) und Schlüsselstücke dabei. Interessant sind auch die Gewannenbezeichnung (Harte Johanneswiesen, Schloßwiesen, Unter den Erlen, Armlachen, Bachwiesen, In den braunen Weiden, Armgraben, das gemeine Ried, Auf der Hedderheimer Gemeinde). Es waren auch Grünmathswiesen" dabei (deren Gras grün gefüttert wurde und "einschürige", die nur einmal zur Heuernte gemäht und dann abgeweidet wurden.

Das Buch enthält auch Zeichnungen, allerdings nicht maßstäblich, auch ohne Angabe von Parzellen-Nr., dafür Eintrag des Eigentümers, immerhin eine sehr beachtliche Arbeit, wenn man bedenkt, daß sie von Menschen mit nur geringer Schulbildung ausgeführt worden ist. Ein

Vergleich mit den heute gültigen katasteramtlichen Zeichnungen und Auszügen aus dem Grundbuch würde sich lohnen.

Nicht alle Wiesen wurden zur Grundsteuer herangezogen. Einige besonders große Stücke waren zehndfrei. Ein Eintrag lautet: „Die weiße Frau“ (dem Weißfrauentift gehörig) „ist frei“.

Neben dem alten Grundbuch liegt ein gut erhaltenes Dokument aus dem Jahre 1564. Es ist auf Pergament mit zierlichen Buchstaben geschriebener Kaufbrief des Inhaltes: „Hieronimus von Glauburg, der Rechten Doktor Stolbergischer und Königsteiner Rath, kauft 6 Morgen Wiesen in einem Stück bey Gienheim gelegen, von Conradt Scheidt, Bürger zu Frankfurt, für dritthalbhundert Gulden. Ausgefertigt von Johann Brüll, von Erz-Mainzzer Bistums aus Römischer Kayserlicher Macht offenbarer Notarius und Gerichtlicher Prokurator zu Frankfurt.“

Abbildungen: Ein Kaufbrief aus dem Jahre 1564 und So waren die Ginnheimer Wiesen 1438 parzelliert.

Ginnheimer Kirchen

Gienheim hatte seiner Zeit zwei evangelische Kirchen, die sich gegenseitig bekämpften. Heute hat es drei Kirchen, die friedlich nebeneinander wohnen und wirken. Neben der evangelischen Kirche besteht seit 1901 eine katholische Kirche „Zur heil. Familie“, Am Hochwehr 11; sie ist 1934 erweitert worden. 1914 wurde das methodistische Predigerseminar, Martins-Missions-Anstalt mit Kirche, Ginnheimer Landstr. 174-180 erbaut.

Die kirchl. Einrichtungen und Verbände

Zur Bethlehemkirche gehörte das evangelische Gemeindehaus, Woogstr. 16, in dem sich außer dem Gemeindesaal noch die ev. Kleinkinderschule und die Wohnungen für den Gemeindegarten und den Kirchendiener befinden. Die Schwernstation, Am Hochwehr 5, ist gewöhnlich mit zwei Diakonissen-Schwestern besetzt, während eine dritte den Kindergarten leitet.

Zu den kirchlichen Verbänden gehört die „Frauenhilfe“, welche aus dem Frauenverein (gegr. 1902) hervorgegangen ist, und das Männerwerk. Beide Verbände tagen regelmäßig im Gemeindehaus.

Eine starke Jugendarbeit sammelt Jungen und Mädchen in verschiedenen Altersgruppen. Der Kirchenchor besteht seit 1905 und wird seit 25 Jahren von dem Chorleiter Karl Jung geleitet.

Der Kirchenvorstand der Bethlehem-Gemeinde setzt sich gegenwärtig aus zwölf Mitgliedern zusammen:

Hesenthaler, Dr. Heinrich, Vorsitzender, Woogstraße 30
 Amendt, Johann, Zimmermeister, Ginnheimer Hohl 30
 Bechtold, Julius, Kaufmann, Kurhessenstr. 140
 Brückmann, Jakob, Dachdeckermeister, Kurhessenstr. 147
 Groenhoff, Lydia, Pfarrerswitwe, Fuchshohl 115
 Hesenthaler, Anton, Bäckermeister, Woogstraße 30
 Reuter, Karl, Kaufmann, Raimundstraße 10
 Reuter, Wolfgang, Kaufmann, Raimundstraße 10
 Ritzenthaler, Gerd, Lehrer, Höhenblick 48
 Rothermel, August, Gärtner, Ginnheimer Landstr. 155
 Schwarze, Wilhelm, Postbeamter i. R., Schäfers Gärten 13
 Wesemann, Hildegard, Lehrerin, Hügelstraße 196

Bei besonderen Anlässen tritt dazu als Gemeindevertretung ein weiteres Zwölfer-Gremium. Als Gemeindegarten ist seit 1938 Diakon Hans Hellwig tätig, als Kirchendiener seit 1930 Bernhard Huppert.

Ginnheimer Vereine

Da auch die weltlichen Vereine Ginnheims sich an dem Jubiläumsfest der alten Bethlehem-Kirche beteiligen, soll hier der gewöhnliche Stand der Vereinsarbeit einmal festgehalten werden:

Gesangsverein "Männerchor" 1856, Vors. Adolf Hahn, Paul-Heyse-Str. 39, Chorleiter K. Jung.
 Musikverein Frankfurt 1924, Leitung W. Hausmann, Füllstr. 64
 Turn- und Sportverein Ginnheim, Leiter Karl Reuter, Raimundstraße 10
 Fußballklub "Germania 08", Leiter Jakob Preuß, Ginnheimer Mühlgasse 3
 Freiwillige Feuerwehr, gegr. 1893, Leitung Schlossermeister Jos. Müller, Raimundstr. 19
 Geflügelzuchtverein "Phönix" gegr. 1906, Leitung A. Evens, Alt Ginnheim 13
 Kleingärtnerverein Ginnheim, gegr. 1919, Leitung Eduard Bömer, Am Weimarfloß 9
 Kaninchenzuchtverein in Ginnheim, gegr. 1941, Leitung K. Kehm, Ginnheimer Mühlgasse 5

Ginnheim und die Baronin Rothschild

Wer über den Ginnheimer Stadtweg zum Palmengarten geht, dem fallen sicher die großen Pappelbäume auf, die hinter den letzten Häusern Ginnheim stehen. Sie wurden auf Veranlassung der Baronin Rothschild angepflanzt, damit sie von der Grüneburg aus Ginnheim nicht sah. Manche behaupteten auch, der Blick von der Grüneburg zum Rothschildschen Palais in Königstein solle durch die Häuser Ginnheims nicht unterbrochen werden. Wie dem auch sei, die Ginnheimer waren über die Einstellung der Baronin, die doch allgemein als große Wohltäterin bekannt war, verärgert.

Den vielen Ginnheimer Arbeiter mußten Tag für Tag über die "Höhe" zu ihrer Arbeitstätte gehen, da der Stadtweg die kürzeste Verbindung zum Zentrum der Stadt war. Alle Bemühungen der Gemeinde Ginnheim, eine befahrbare Straße über die Höhe anzulegen, schlugen fehl. Sogar heute noch ist das Befahren des Stadtweges mit Autos und Wagen verboten. Man kannte die Einstellung der Baronin und wußte, daß sie niemals ihre Einwilligung zur Anlage einer Straße mit Beleuchtung oder späterer Straßenbahn durch ihr Gelände geben würde. Als sie sogar vor jedem Mast der über die "Höhe" gelegten Telephonleitung einen großen Baum pflanzen ließ, da lachte wohl mancher. An anderer Stelle Ginnheims hat die Baronin sich von der „besseren Seite“ gezeigt. In der Hügelsstraße ließ sie ein großes Haus für alleinstehende ältere Frauen errichten, die „Rothschildsche Stiftung für gemeinnützige und wohltätige Zwecke“, die auch heute noch für viele eine liebe Heimat bedeutet. Eine wöchentliche Bibeltunde im „Damenheim“ versammelt dort einen Kreis der allein stehenden Frauen zu einer neuen Gemeinschaft.

Bild: Kirchplatz und Sonnenuhr

Weed, Oberborn und Weimarfloß

Oft stehe ich vor meinem Bild „Die Ginnheimer Weed um 1890“. Viele der Neuginnheimer wissen nichts von der „Weed“, dem schönsten und traulichsten Stück Alt-Ginnheims. Die Großstadt hat sie nach der Eingemeindung 1910 beseitigt - sie war ein Verkehrshindernis geworden. Wo die Trambahnlinie 17 endet, da sprudelte der Oberborn aus vier Röhren eines quadratischen Basaltblockes. Eine dieser Röhren speiste den Trog, der das köstliche Naß aufnahm zum Trinken der durstigen Pferde und Kühe. Kaum ein Wagen fuhr vorbei, ohne daß nicht der Fuhrmann anhielt, um den Durst der braven Zugtiere zu stillen. Die drei restlichen Röhren ergossen das kristallhelle Wasser in eine Rinne, die es in die „Weed“ leitete. Das war ein rechteckiges Bassin, von einer Mauer mit abschließenden Sandsteinplatten umrahmt. Ein äußerst beliebtes Schwimmbecken für die vielen Gänse und Enten, die damals noch auf den Höfen gehalten wurden.

Zum Baden für Kinder war das Wasser zu kalt. So saßen sie auf den Randsteinen und ließen, ihre Gänse beaufsichtigend, ihre Rindenschiffchen hin- und herfahren. Viele Ginnheimer holten ihr Trinkwasser in Kannen am Oberborn; denn es schmeckte besser als das fade, salpeterminhaltige Brunnenwasser. Man schrieb ihm auch heilende Kraft zu. Das Wasser der „Weed“ wurde natürlich auch als Löschwasser benutzt. Es floß in einem gemauerten, mit Eisenplatten gedeckten Graben über die Oberborn-gasse, heute Ginnheimer Hohl, zum Mühlweier auf dem Gelände der jetzigen Diesterwegschule, um sich mit dem Weimarfloß zu vereinigen. Das Weimarbörschen entsprang ungefähr 200 m östlich einer schönen Quelle, die mit Basaltsteinen quadratisch eingefasst war. Auf dem Grunde lagen gelbe Kieselsäure, zwischen denen das klare Wasser stetig hervorquoll. Wie oft schauten wir als Kinder in das klare Quellwasser oder suchten zwischen den Steinen etwas Geheimnisvolles. Der Storch sollte nämlich die Kinder aus diesem reinen Wasserlein holen und sie den Menschen durchs geöffnete Fenster in die Wiege legen. Kam dann der langschnebelige Vogel durch die Luft geflogen, riefen wir mit gläubigen Kinderstimmen: „Storch, Storch, guter, bring mir einen Bruder!“ oder, je nach Wunsch: „Storch, Storch, bester, bring mit eine Schwester!“. Störche gab es damals mehr als heute - aber weniger Kinder! - Sonderbare Zeiten!

Mit vereinten Kräften stürzten sich die beiden Bächlein auf das Mühlrad, das am Hause Mühl-gasse 14 noch in den 1890er Jahren zu sehen war, um die körnerzermahlenden Mühlsteine in Bewegung zu setzen. Dann floß das Wasser unter der Mühl-gasse durch einen Kanal weiter in den Graben der „Bachwiesen“, der zur Nidda führte. Die Quellen der Bächlein sind verschwunden. Die tiefgelegenen Kanäle haben sie verschluckt und nehmen die Wässerlein mit sich fort.

Helgersberg und Niddatal

Da, wo „Höhenblick“ und „Niddablick“ zusammenstoßen, ist die höchste Erhebung des Helgersberges, auch „Helgenberg“ genannt. Der Name Helgersberg bedeutet wohl „Heiligeberg“. Es ist anzunehmen, daß hier in grauer Vorzeit keltische oder germanische Ansiedler ihrem Wotan opferten oder Donar in einer mächtigen Eiche verehrten. Zu Füßen des

Helgersberges lag ein Erlenhain, vielleicht der Göttin Frigga geweiht. Es lag etwas Geheimnisvolles über dem Erlenhain, noch in unserer Jugendzeit. Dort wohnte die „Erlengeiß“. Bei Tage wagten wir uns wohl schon in die Erlen und hüpfte froh und frei über die zahlreiche Wasertümpel, die von den Quellen des Helgersberges gespeist wurden, blieben auch mitunter stehen und lauschten: Frösche quakten, Vögel sangen, Grillen zirpten; doch die „Erlengeiß“ hörten wir nicht. Aber am Abend, wenn gespenstige Nebelschwaden von der Nidda heraufzogen, da war es gefährlich. Lautlos huschte die „Erlengeiß“ zwischen den Büschen und Baumstümpfen dahin. Mancher der späten Heimkehrer, die zu lange dem köstlichen Äpfelwoi zugesprochen hatten, bekamen den gefürchteten Stoß ihrer mächtigen Hörner zu spüren. Wenn sie dann zitternd und blutend nach Hause kamen, faßten sie den festen Entschluß, niemals mehr zur nachtschlafenen Zeit durch die Erlen zu gehen. Die Kinder gingen nur an der Hand ihres Vaters nach Anbruch der Dunkelheit durch dieses Gebiet. Ganz von ferne riefen sie dann, noch zitternd und zaghaft:

"Erlengeiß, Erlengeiß,
bist nicht schwarz und bist nicht weiß,
greulich bist du anzusehen.
Will jetzt schnell nach Hause gehen".

Denkt man da nicht unwillkürlich an Goethes herrliche Ballade vom „Erkönig“? Die „Erlen“ sind verschwunden; einige Quellen rieseln noch. Als im letzten Weltkrieg die geängstigten Menschen vor den feindlichen Bombenschutz suchten, gruben sie drei Stollen in den Berg. Viel loses Gestein, auch Muschelkalk kam zutage. Das nachsickernde Wasser machte die Errichtung von Stützmauern erforderlich. Beim Bau des „Höheneblick“ fand man Basalt, so daß bewiesen ist, daß der Helgersberg ein letzter Ausläufer des früher vulkanischen Vogelsberges ist. Ein weiterer Beweis sind die Basaltbrüche in Bockenheim (Basaltstraße) und Eschersheim.

Vom Helgenberg aus haftet der Blick des Beschauers zu nächst an dem herrlichen Wiesental zu beiden Seiten der Nidda. Als diese noch nicht reguliert war, schlängelte sie sich in zahlreichen Bogen durch das Tal. Ihre Ufer waren von Büschen und Bäumen umsäumt.

Noch romantischer war es wohl vor 120 Jahren, als noch nicht die gerade Linie der Main-Weserbahn die Schönheit und Stille des Wiesengrundes beeinträchtigte. Im Hintergrund sehen wir die blauen Berge des Taunus, überragt und beherrscht vom Altkönig, der uns größer erscheint als der zurückliegende Feldberg. Ein herrliches Erlebnis muß es gewesen sein, wenn die Freudenfeuer am Sonntagsabend auf den Taunushöhen bessere Zeiten ankündigten. Dann war das Sonntagsfeuer auf dem Helgenberg sicher das schönste und größte.

Nachwort von Pfarrer Werner Heß

Wenn man die Geschichte des Dorfes Ginnheim an sich vorüberziehen läßt und den Erzählungen der Alten lauscht, dann vermag man kaum zu fassen, in wie kurzer Zeit diese Welt dahin gesunken ist. Noch vermag mancher aus der Generation der Alten zu den hier wie dergeliebten Berichten aus eigenem Erleben etwas hinzuzufügen, oder erinnert sich an die Erzählungen seiner Eltern. Mit anderen Worten, noch gibt es den kompakten Kern des alten Dorfes, in dem sich die Leute kannten und jeder am Leben des anderen Anteil nahm. Aber wie hat sich die Ginnheimer Gemarkung in dieser einen Generation verändert! Deutlich spürbar wächst die Großstadt über die alten Traditionen dahin. Schon weiß kaum eins der Jungen mehr etwas von den alten beschaulichen Zeiten, die dieses Büchlein widerspiegelt. Die Sorgen und Nöte, von denen unsere Vorfahren berichten, haben für den heutigen Leser oft einen etwas komischen Reiz, so ganz anders sind unsere Lebensgesetze geworden. Und erst in solchem Vergleich wird uns die ganze Hast und Unstetigkeit unseres heutigen Lebens deutlich.

So ist es von einer tiefen Bedeutung, wenn Ginnheim es festlich begeht, daß seine alte Kirche nun ein Vierteljahrtausend für den Dienst an Gottes Wort offen steht, und daß in all den Wechselfällen und Veränderungen der Jahrhunderte sich daran nichts geändert hat. Gottes Wort dauert in Ewigkeit. Und doch ist dieses Büchlein so etwas wie ein Abschied. Noch einmal sollte alles zusammengestellt werden, was an Erinnerungen und was aus alten Berichten über die vergangenen Zeiten sich erfassen ließ. Denn wir wissen, daß von allen Frankfurter Stadtbzirken gerade unsere Gemarkung in den nächsten Jahren am raschesten besiedelt werden wird. Die in kürzester Zeit (1945) erstellte große Siedlung der "Bank Deutscher Länder" an der Hügelsstraße, die auch ein Bild unseres Büchleins zeigt, ist ein erster Anfang. Aber Planungen, auch an vielen anderen Stellen zu bauen, sind in Arbeit, während neue Blocks an der Reichelstraße gerade in diesen Monaten vollendet werden.

Da wird langsam auch unser liebes Dorfkirchenlein zu eng werden. Schon jetzt müssen am Heilig-Abend drei Gottesdienste hintereinander gehalten werden, und nachdem der einzige große Festsaal im gegenwärtigen Ginnheim in dem Saalbau „Zum Adler“ als Lichtspieltheater umgebaut wird, ist auch das frühere Schulzimmer der Alten Schule in der Woogstraße, das heute

Evangelisches Gemeindehaus ist, nicht mehr ausreichen d. So drängt sich ganz von selbst der Gedanke an die Zukunft und unsere Verantwortung für die Ginnheimer, die einmal nach uns kommen, auf. Der Kirchenvorstand der Bethlehem-Gemeinde war deshalb bemüht, durch Verhandlungen mit der Stadt Frankfurt, rechtzeitig vor einer weiteren Bebauung einen ausreichenden Platz zu sichern, der für die Errichtung eines Gemeindehauses und später einmal, wenn Gott dafür die Gnade schenkt, einer Kirche ausreichend wäre. Die Wahl fiel dabei auf das Gelände hinter dem Friedhof in der Ginnheimer Hohl, der später mit in die Anlage der kirchlichen Bauten einbezogen werden soll.

Das alles liegt noch in der Zukunft, und es wird letztlich durch den Gemeindefreudigen und auch durch die Opferfreudigkeit der heutigen Einwohner Ginnheims entschieden werden, ob unser rasch anwachsender Stadtteil die notwendigen kirchlichen Räume erhalten wird, die er für die Arbeit an unserer Jugend, an Frauen und Männern schon heute so dringend benötigt.

So sei der Rückblick in die Vergangenheit mit einem Zukunftsbild abgeschlossen, und wir wollen den Herrn bitten, daß er auch in den dunkel vor uns liegenden zukünftigen Zeiten Menschen und Häuser unserer Gemarkung so gnädig beschützen möge, wie er es in der Vergangenheit getan hat. Bei allem Planen für die Zukunft aber bedenken wir die Weisheit des Psalmwortes:

Wo der Herr nicht das Haus bauet,
so arbeiten umsonst, die daran bauen.
Wo der Herr nicht die Stadt behütet,
so wachet der Wächter umsonst.